



Nr. 15.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1924.

Wegsland.

Von Tinnim Kröger.

Kahler Weg in brauner Heide,
Ueber Berg und Tal gezogen;
Schleifenband in Liebchens Locken,
Schmal und lang und viel gebogen.

Goldnes Band in braunem Kraushaar,
Jungferntracht aus altem Erbe;
Gelber Sand in brauner Heide,
Ach, wie lieb ich deine Herbel!

Braunes Land und gelber Wegsland,
Wunderbar stimmt es zusammen,
Braun und düster ist die Sehnsucht,
Lichtes Gold der Liebe Flammen.

Gelber Sand und braune Heide,
Lange kenn' ich schon die Farben;
Ach, wie lang — in braunen Furchen
Trum' ich von dem Gold der Farben.

November in der Heide.

Von Hein Laasen.

(Nachdruck verboten.)

Die hohen Tage der Heide sind nun vergangen. Längst vorüber ist der rosenrote Mund der Blüten, und graue Wolken haben die gläserne Helle des Herbstes verdunkelt. November in der Heide ist düster.

In Oktobertagen spielte der Wind mit den goldenen Blättern der Birken, Birkhähne, Jungvögel, balzten von erster Liebe ein feuriges Lied. Riebischwärmer flattern im blauen Herbsthimmel weiß leuchtend auf. Alles vergangen! Gestorben, verslogen in alle Winde ist das letzte Lachen. Wenn du, Wanderer, jetzt durch die Heide ziehst, wenn du in ihrer Einsamkeit versinken willst für Stunden, lange Stunden, so schirme dich gut. Sahst du je die Trauer der dunklen Föhren, das ängstliche Schlagen der kahlzweigigen Birken, die unbewegten Wachholder? Denn nicht mehr flattern leuchtende Libellen über deinen Weg, die Tage der Schilfholde sind lange vergangen, nur Motten, nachtsflüchtige, nebelfarbene, schwärmen wie graue Gedanken. Lebe deinen guten Erinnerungen, du Wanderer, nur so kannst du die Heide ertragen.

Standest du wohl schon unter den starken Föhren, wenn die Dämmerung kam? Hast du die Nacht schon gesehen, wie sie in weitem Mantel von Osten kommt und das Leben unter dem Schlag ihrer Flügel schlafelig sich beugt? Mit tiefem Erschauern wird dich das Herzenslied der Eule erfüllen und du glaubst, der Tod stände hinter dir, ein hohlwangiger Senfmann. Das Herz schlägt unter deiner Angst. Gehe nicht in die Novemberheide, wenn du böse Erinnerungen hast. Aber, du wirst sie lieben lernen, wenn du erfüllt bist vom köstlichen Erleben und nun nach Stille dich sehnst. Dort draußen in der unendlichen Einsamkeit werden die guten Stimmen mit dir sprechen, und rein und tief kann deine Freude sein.

Novemberheide ist voller Gefahren. Noch ziehen Vogel-schwärme über sie hin, aber ängstlich ist der Ruf der Wandernden. Der Jubel des Frühlings, das Glüd des Sommers und das Lachen des Herbstes alles sind nur noch Erinnerungen. Die Heide wartet

auf ihr weißes Kleid, auf den Schlaf unter Schnee. Sie harret ihrer einsamsten Zeit.

Die alte Kapelle in Spaden.

Von Rektor Munter.

(Nachdruck verboten.)

Den vielen Ausflüglern, die unsern Ort besuchen, fällt vor allen Dingen die mitten im Dorfe liegende alte Kapelle, oder „die Kluck“, wie sie im Volksmunde heißt, auf. Mit wenigen wegwandernden Worten ist sie bei den meisten der Touristen abgetan, andere dagegen bleiben sinnend stehen, betrachten sie eingehender und werfen ihre Blicke in das Innere derselben. Freilich bietet sie mit ihrer ganzen Umgebung nur wenig Interessantes, aber wer die Heimat liebt, wer am Altar hängt und es achtet und ehrt, der steht einen Augenblick still und versenkt sich in die Vergangenheit. Kenner schätzen sie aus dem 15. und 16. Jahrhundert herflammend. Dieses wahrlich auch mit der Inschrift der im Gedenkstuhl hängenden kleinen Glocke stimmen, die lautet: „Se ben gegotten int Jaer ons Heeren MCCCCCX“ (Ich bin gegossen im Jahre unseres Herrn 1510). Vorstehende Inschrift ist holländisch und läßt darauf schließen, daß alte Spadener Einwohner, die in großer Zahl alljährlich nach Holland gingen, diese Glocke mitgebracht haben. Sie ist im Laufe der Zeit gesprungen, und ihr Ton ist heute nur noch ein „klangloses Wimmern“, trotzdem ruft sie noch jetzt zu den sonntäglichen Gottesdiensten und ertönt ebenfalls bei Beerdigungen und ausbrechendem Feuer. Es ist sehr zu verwundern, daß die kleine Glocke so lange ihr Dasein gefrischt hat, da erwiesen ist, daß früher, als das ganze Dorf ein Raub der Flammen wurde, auch die Kapelle, die damals noch strohgedeckt war, Feuer fing und mit abbrante. Zum Wiederaufbau soll die damalige Regierung (1716) 10 Taler gewährt haben. In späteren Zeiten hat es die Kapelle zu einem Kirchengut gebracht, das natürlich der Inflation zum Opfer gefallen ist. Die Gelder stammten wohl aus Schenkungen und Vermächtnissen.

Die Inneneinrichtung des kleinen Gotteshauses läßt darauf schließen, daß es schon aus vorreformatorischer Zeit stammt, besonders das Altarbild. Das Blut des gekreuzigten Heilandes fließt im Bogen in ein Gefäß. Darunter stehen die Sprüche 1. Joh. 1, 7 („Das Blut Jesu Christi“) und 1. Joh. 5, 6 („Dieser ist, der da kommt mit Wasser und Blut.“) An den Seiten des Altars liest man: „Mein Fleisch ist die rechte Speise“ und „Mein Blut ist der rechte Trank.“

An der Kanzel befinden sich die Bildnisse von Moses, Jesus und Johannes mit den Sprüchen: Röm. 4, 15 („Das Gesetz richtet nur Born an.“); Matth. 11, 28: („Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid“) und Joh. 1, 3 („Siehe, das ist Gottes Lamm“).

Auch an der Decke befinden sich noch gut erhaltene Malereien nebst Inschriften, z. B. Jes. 6, 3 („Heilig, heilig, heilig ist Gott“), Ps. 43, 3 und 4 („Sende dein Licht und deine Wahrheit, daß sie mich leiten und bringen zu deinem heiligen Berge und zu deiner Wohnung, daß ich hingehe zum Altar Gottes“). Ferner liest man: „O, Herr, gib Friede in deinem Lande, Glüd und Heil in allem Lande“, und das „Soli Deo Gloria“ (Gott allein die Ehre). Die einzige Inschrift, die vielleicht über die Geschichte der Kapelle hätte Aufschluß geben können, befindet sich an der Rückseite des Altars. Sie ist aber ganz unleserlich.

Bei dem hohen Alter der Kapelle ist es erklärlich, daß mit der Zeit bauliche Änderungen vorgenommen werden mußten, die das ursprüngliche Bild leider verunzierten. Nur die beiden Enden zei-

gen sich heute noch in ihrer Ursprünglichkeit. Sie sind aus Steinen im sogenannten Klosterformat (30×15×8 Zentimeter) gemauert. An der nördlichen Längsseite sind im Jahre 1886 vier Strebe Pfeiler aufgeführt worden, um diese Wand vor dem Verfall zu schützen, während die südliche Längswand im Jahre 1891 vollständig neu errichtet wurde. Die Kapelle ist heute noch in Benutzung, da der Pastor in Dehstedt verpflichtet ist, zweimal im Jahre, im Frühjahr und im Herbst, an alte und schwache Einwohner, die den Weg nach Dehstedt nicht mehr zurücklegen können, das Abendmahl auszuteilen. Diese Feiern haben an einem Werttage stattzufinden. Der Lehrer im Orte war bisher gehalten, den Pastoren an diesen Tagen das Mittagessen zu verabreichen, wobei der Pastor den Tischwein zu liefern hatte. Der Lehrer erhielt jedesmal 3,60 Mark Entschädigung, diese Summe mußte abwechselnd von den Hausbesitzern aufgebracht werden und wurde von dem Gemeinbediener eingesammelt. Für die Leitung des Gesanges beim Abendmahl erhielt der Lehrer einmal im Jahre, an einem Sonntagmorgen, die Milch aus dem Orte. (Diese Einrichtung scheint in unserer engeren Heimat sehr verbreitet gewesen zu sein, da ähnliches auch aus Loxstedt und Dedesdorf berichtet wird.) Später, etwa zu Beginn dieses Jahrhunderts, ist diese Einrichtung ohne Ablösung aufgehoben worden. Der Empfänger der Milch hatte vorher im Dorfe anfragen zu lassen, und die Ueberbringer wurden auch hier in althergebrachter Weise mit „Syrupsbranntwein“ bewirtet. In der hiesigen Gemeinde bildete die „Morgensmilch“ auch einen Teil des Einkommens von Nachtwächter und Hebamme. Die gelieferte Menge Milch ergab jedesmal etwa 12 bis 15 Pfund Butter. — Doch nun zurück zu den Abendmahlsfeiern. Diese sind stets sehr besucht und es zeigt sich jedesmal, daß der Raum der Kapelle nicht mehr ausreicht, da der Ort sehr gewachsen ist. Durch Entgegenkommen des Pastoren in Dehstedt ist den Bewohnern des Ortes Gelegenheit gegeben, am ersten Sonntag jeden Monats in der Kapelle eine Predigt zu hören. Da der Ort nach Dehstedt eingepfarrt ist, der Weg dahin aber über 5 Kilometer weit und schlecht zu passieren ist, ist der Besuch der Gottesdienste in Dehstedt von Späden aus sehr gering; die meisten Kirchgänger ziehen den Besuch des Gottesdienstes in Lehe vor, da der Weg um die Hälfte kürzer und ungleich besser ist. Es ist deshalb auch zu verschiedenen Zeiten der Anschluß an Lehe erwogen worden; er scheiterte bisher aber stets an der Art der Ausführung. Dehstedt verlangt für den Steueranfall eine einmalige Abfindungssumme, während Lehe naturgemäß darauf besteht, daß die bisherige Muttergemeinde der fortziehenden „Tochter“ eine entsprechende Aussteuer mit auf den Weg gibt. In mancher Beziehung, auch im Interesse der hiesigen Konfirmanden, die bei jedem Wetter den weiten Weg nach Dehstedt zurückzulegen haben, wäre eine baldige Abtrennung von Dehstedt sehr zu wünschen.

Bis in die neuere Zeit hinein diente die Kapelle auch als Versammlungsort der Einwohner bei ihren kommunalen Beratungen. Durch Läuten der Glocke wurde den Beteiligten die bereits vorher bekanntgemachten Versammlungen ins Gedächtnis gerufen. Dann kamen die Gemeindeglieder herbei, um ihre Meinung zum Ausdruck zu bringen. Der Altar diente bei solchen Anlässen dem Vorsteher dann als Schreibtisch zur Aufnahme des Protokolls. Als in den Kriegsjahren 1870-71 eine Kompanie des 62. Landwehr-Inf.-Reg. aus Gleiwitz als Rüstenschutz hier Quartier bezog, diente die Kapelle als Arrestlokal.

Timm Kröger.

Zum 80. Male jährt sich am 29. November der Tag, da Timm Kröger zu Haale, einem Dörfchen unweit Hademarschen, wo Theodor Storm seine letzten Lebensjahre zugebracht und seine besten Novellen geschrieben hat, das Licht der Welt erblickte. Seine Vorfahren waren seit Generationen freie Bauern. Als sein Vater starb, war er noch nicht elf Jahre alt und von zehn Geschwistern der jüngste. Familientradition und die Fürsorge der Mutter hätten auch aus Timm gern einen Landmann gemacht, aber in dem Knaben war eine außergewöhnliche Phantasie rege, die ihn zu etwas Großem, nicht Alltäglichem drängte, ohne daß jedoch seine Pläne feste Form annahmen. So wurde er denn über dem Wägen und Ermägen 19 Jahre alt, bis er begann, sich die ersten Anfänge der lateinischen und griechischen Sprache anzueignen. Nach verhältnismäßig kurzer Vorbereitung bezog er dann die Universität und wandte sich dem juristischen Studium zu. 1873 bestand er das Staatsexamen, war ein paar Jahre als Richter und Staatsanwalt tätig und schließlich von 1876 bis 1903 als Rechtsanwalt und Notar. Neujahr 1904 entlagte er dem juristischen Beruf und widmete sich bis zu seinem Tode (28. März 1918) ganz seiner Kunst.

Der Dichter selbst hat die für seine spätere Laufbahn scheinbar ungenutzten Jugendjahre als verloren betrachtet; und doch hat zweifellos gerade diese Zeit seiner Entwicklung Richtung gegeben. Hier in der dörflichen Stille lernte der aufgeweckte Knabe die Natur beobachten, hier lebte er unter Menschen, die sich innig mit ihrer Scholle verbunden fühlten. Hier weilete sich ihm die enge Heimat zu einer Welt immer neuer Wunder, deren Mannigfaltigkeit uns in seinen Novellen überrascht. Timm Krögers Dichtungen haben stets den gleichen Schauplatz: seine Heimat. Als das Wort Heimatkunst geprägt wurde, bedeutete es klingendes Lob. Heute ist es abgegriffen, denn im Laufe der Jahre hat es zu oft sentimentalem dilettantischen Nachwerk als Aufputz dienen müssen. Für

die Entwicklung unserer Literatur ist es unendlich bedauerlich, daß gerade der literarisch anspruchsvolle und urteilsfähige Leser nun vielleicht der Heimatkunst mißtrauisch gegenübersteht. Darum kann man gar nicht genug wiederholen: Timm Krögers Dichtung hat zwar einzig und allein die norddeutsche Heimat zum Schauplatz ihrer Handlung, aber ihrem künstlerischen Wert nach ist sie eine Angelegenheit des ganzen deutschen Volkes. Ja, sie gehört der Weltliteratur an, denn sie ist stärkster Ausdruck des rein Menschlichen, wie es ursprünglich kaum in Erscheinung treten kann als in den naturnahen schleswig-holsteinischen Bauerngestalten.

Timmer Krögers erste Novellen gleichsam vom äußeren Eindruck her nach verborgenen Fäden der inneren Zusammenhänge, so macht sich bei den späteren Schöpfungen insofern ein Fortschritt bemerkbar, als hier offenbar bewußt alles Geschehen von innen heraus gestaltet wird, so daß die Menschen nicht mehr bloße Staffage in dem Landschaftsbild sind, sondern, den Hauptgegenstand des Gemäldes bilden. Hier haben wir nicht mehr das bloße Gefüge des „nebeneinander“ sondern eine „Verdichtung“ und Raffung des Stoffes, die wohl zu tiefst das Wesen der „Dichtung“ ausmacht, wenn wir dem ursprünglichen Sinn des Wortes nachspüren.

Unter diesem Gesichtspunkt lese man einmal die kleine Novelle „Sturm und Stille“. Wie hier die knappe Dialogführung die Handlung schnell weiter trägt, wie die Schilderung des Naturgeschehens symbolisch den menschlichen Schicksalen parallel geht, wie oft nur mit ein paar Worten in den metaphysischen Grund alles Seins hineingelegt wird, das ist kaum zu übertreffen.

Daß der reiche Stimmungsgehalt seiner Kunst den Dichter nicht an derberem Zupacken hindert, zeigt u. a. die Novelle „Im Nebel“. Was auch der derbste Tragik in den Krögerschen Novellen einen so milden persönlichen Abglanz verleiht — hier wäre ein Vergleich mit der Dostojewski'schen oder Strindberg'schen Tragik interessant — das ist sein goldener Humor, eine Fröhlichkeit des Gemütes, die zugleich verstehendes Lächeln ist; auch dort, wo der Humor stärker sprudelt, so in der glänzend erzählten Novelle „Kasper“ oder in der seltsamen Spukgeschichte „Wie Jörn Böll den Teufel zitierte“ und — nicht zu vergessen — in der „Geschichte, die man nicht zu glauben braucht“.

Wer mehr über den Dichter erfahren will, greife zu seinen Werken, von denen der Verlag Westermann, Braunschweig, neben der Gesamtausgabe jetzt wohlfeile Einzelbändchen bringt, oder zum Timm Kröger-Gedenkbuch (ebenda) von Jacob Bödewadt.

Niedersächsische Kanalkragen in der Vergangenheit.*

Von von der Lühe, Bremerhaven.

(Nachdruck verboten.)

Schon bis in das graue Altertum zurück reichen die Bemühungen der Menschen, künstliche Wasserzüge zur Ent- und Bewässerung von Landstrichen und zum Warentransport anzulegen. Man denke nur an die großartigen Stauanlagen in Ägypten und Babylonien und an den Versuch der Pharaonen, den Suezkanal zu bauen. Oder an den Plan Karls der Großen, den Main und die Donau zu verbinden; eine Absicht, die allerdings technisch nicht durchführbar war, weil die damals bekannten Mittel zur Ueberwindung der Steigungen bei den Wasserscheiden für solche Aufgaben unzureichend waren. Es bedurfte des Ausreisens der menschlichen Geisteskräfte, um derartige technische Schwierigkeiten und Hemmnisse beiseite zu können. Erst um das Jahr 1450 wird zum Beispiel die Erfindung der Kammerseife erwähnt; die am Ende des 11. Jahrhunderts erbaute Stecknifabrik wurde noch mit Stauwehren hergestellt.

In unseren Marschlanden war die Schaffung eines ausgedehnten und planmäßig angelegten Graben- und Wetternezes die erste Voraussetzung für die Fortleitung des sogenannten „wilden Wassers“ von der Geest und des sich sammelnden Regenwassers, um eine agrar-kulturelle Entwicklung einzuleiten. Neben den Deichangelegenheiten waren von altersher bis in die neueste Zeit die Entwässerungsfragen die Kardinalfragen der Marschensiedlung. Im Hadelersietland zum Beispiel werden in den Chroniken und Akten solche Entwässerungspläne seit 1219 immer und immer wieder erwähnt. Aber erst im 16. und 17. Jahrhundert tritt dann gerade hier das Bestreben auf, eine solche Entwässerungsanlage zugleich als Handelsweg zu benutzen. Am 7. 11. 1608 erteilte der Herzog Franz II. von Hadeln dem Räte von Bremen, der damals Besitzer des Amtes Welerfesa war, die Erlaubnis, das Wasser aus dem Welerfesaer See durch einen Kanal in die Geest zu leiten. Dabei wurde bremischerseits ausdrücklich gewünscht, daß „die Durchgräbt zu einem Schifftragenden Wasser gerathen, das man dadurch Waren auch, ab- und nieder innerhalb des Landes ohngefähr führen und schiffen könne und möge.“ Der Bischof ver-

* Benutzte Literatur:

1. Zeitschrift des hist. Vereins für Niedersachsen, 1907, 2. Heft.
2. Zeitschrift des hist. Vereins für Niedersachsen, 1906, 2. Heft.
3. Stader Archiv 1880.
4. Geschichte der inländischen Schifffahrt von Hogrewe (1780).
5. Deutsche Kultur im Zeitalter des 30jährigen Krieges. Professor Berthold Haendke, 1906.

hinderte allerdings die Ausführung des Werkes, indem er den Kanal wieder zuschütten ließ, weil die Gemeinden Sellstedt, Geestensee, Alt-Lüneburg und Wedel sich beschwerend gegen ihn gewandt hatten; sie befürchteten eine Schädigung und Gefährdung ihrer Feldmarken durch die Wasserzuführung aus dem See von Bedertesa. Zwar nahm später Herzog Julius Heinrich (1661) den Gedanken wieder auf und verhandelte mit dem Grafen von Königsmarck, als den Gouverneur der Herzogtümer, jedoch auch diesmal kam es nicht zur Ausführung der Anlage. Erst unserer Zeit sollte es vorbehalten bleiben, die langwierigen Streitigkeiten zu beenden. Nachdem im Jahre 1854 der Kanal durchs Land Sadeln fertiggestellt war, erfolgte am 13. 9. 1860 in Bedertesa die feierliche Eröffnung des Geestekanals. Damit war eine Verbindung geschaffen, die schon zur Zeit der französischen Blockade als Wegstrecke für den Transport von Waren von der Unterweser zur Ostsee diente. Nach 1806 wurden die Warensendungen zunächst auf der Geeste bis zur Althorsteter Schiffsstelle und von dort per Elbe nach Bedertesa geführt, um nunmehr auf den — freilich recht engen und mangelhaften — Wasserstraßen des Sadeln Landes nach Otterndorf und dann über die Elbe und unter Benützung des Stecknitzkanals zur Ostsee geführt zu werden.

Schon seit 1398 hat man Pläne über eine Verbindung von Nord- und Ostsee entworfen. Von den 16 verschiedenen Kanalprojekten sind allerdings nur drei zur Ausführung gelangt. Zunächst der bereits erwähnte Stecknitz-Kanal, der Lübeck und Lauenburg verband und die Flüsse von Trave, Stecknitz und Delvenau benutzte. Lübeck, als Haupt des Hansabundes, hatte ein hohes Interesse an dieser Anlage, da es damit zum ersten Umschlaghafen für das baltische Gebiet wurde und die gefährliche Umfahrt um Sund und Belt vernah. Bei der Durchfahrt passierte man 14 Stau- und 3 Kasten-schleusen. Wegen des großen Wasserverbrauchs dieser Schiffsanlagen wurden bei jedem Durchlaß sogenannte „Lüpfschläge“ festgesetzt, an denen sich die ansammelnden Schiffe auf einmal durchgeleitet wurden.

Der am 16. Juni 1900 eröffnete Elbe-Trave-Kanal benutzte im wesentlichen diese alte Wasserstraße; er stellt eine Schöpfung von solcher Breite und Tiefe dar, daß er für große Binnenfahrzeuge passierbar ist. „Niedersachsen“ erhoffte damals durch diesen Kanal „eine neue hoffnungsvolle Epoche für den Handelsverkehr und die Gesamtentwicklung der alten Hansestadt Lübeck“.

Als zweite Verbindung der beiden Meere wurde 1525 der sogenannte Ulsterkanal angelegt, der allerdings so eng war, daß ein anwohnender Gutsbesitzer ihn zuwerfen konnte. Und schließlich der Eiderkanal. Schon zur Zeit der Regierung des Herzogs Friedrich IV. dachte man an eine Verbindung von Schlei und Eider; dieses Vorhaben geriet jedoch in Vergessenheit. Im Jahre 1774 griffen die Dänen diesen Plan wieder auf und beschloßen die Durchleitung von Kiel nach Tönning. Die Aufsicht über die Arbeiten dieses Wasserweges, die von 1774—1784 durchgeführt wurden, führte der Ingenieur-Generalmajor Werner und die Majore Dettmann und Beymann. Die Dänen hofften Kiel — auf Kosten Lübecks — zu einer großen Handelsstadt machen zu können.

Wenig bekannt ist, daß auch Wallenstein eine Verbindung von Lübeck und Hamburg erstrebte. Man hatte eingesehen, daß der Süden und Osten Deutschlands völlig unzureichend mit den Zentralpunkten des auflebenden Nordwestens verbunden waren, und deswegen wollte Wallenstein von Lübeck aus zunächst bis Oldesloh die Trave und dann die Ulster bis Hamburg benützt wissen. Die polnischen Kornschiffe sollten in Hamburg zur Abgabenleistung gezwungen werden. Ja, sogar Oesterreich wollte er mit der Ostsee und damit auch mit Hamburg verbinden, eine Idee, an deren Realisierung in jenen kriegerischen Zeiten natürlich nicht gedacht werden konnte. Nur der Vollständigkeit halber mögen hier noch zwei andere Fährten erwähnt werden: die gegen Ende des 17. Jahrhunderts beabsichtigte Verbindung des Deichtores von Hamburg (über Bergedorf) mit Lüneburg, und der zur Aufschließung des Teufelshoovers erbaute Kanal durch die Mitte der Herzogtümer Bremen und Verden.

Besonderes Interesse wurde den Kanalbauten zur Zeit der Franzosenherrschaft entgegengebracht. Bereits vor der Zeit der Eisenbahnen waren Frankreich, die Niederlande und Schweden mit einem Netz von Kanälen leidlich ausgestattet. England und die Vereinigten Staaten folgten. Hier betätigte sich besonders privater Unternehmungsgeist, während es in Frankreich und Brandenburg-Preußen vor allem die Herrscher, der Staat, waren, die den Ausbau der Wasserstraßen ihre Aufmerksamkeit zuwandten. 1789 hatten die Franzosen schon ein zirkel 1000 Kilometer lauges Kanalsystem; aber die größte Förderung erfuhr dieses Bemühen durch Napoleon, so daß Frankreich 1868 ein Kanalsystem von 4550 Kilometer Länge hatte.

Wie feststeht, brachte der König Jerome den Wasserwegen in Deutschland ein reges Interesse entgegen. Hannover war sowohl in seinen Landstraßen als auch in den Wasserstraßen zurückgeblieben und darum mögen die Pläne, die die Franzosen für unser Gebiet entwerfen ließen, kurz skizziert werden. Zunächst gedachte man, unter Benützung der Ohre und des Allerlaues, eine Verbindung von Weser und Elbe herzustellen. Der bayerische Ingenieur Wiebeking versprach, das Werk innerhalb drei Jahren mit einem Kostenaufwand von 2 730 000 Franks herzustellen. Die Ausführung unterblieb jedoch, sowie auch die Absicht Napoleons Paris mit Hamburg zu verbinden. Man erörterte ferner ernstlich: 1. Die Verbindung von Schwinge und Oste; 2. Die Verbindung von

Geeste und Oste (unterhalb Köhlen); 3. die Verbindung von Hamme und Oste (über Gnarenburg). In der Vertikung an den Senat (10. 12. 1810), sagte Napoleon über seine Absichten: „Ich habe den Plan zu einem Kanal entwerfen lassen, der die Ostsee mit der Seine verbinden soll und spätestens in fünf Jahren vollendet sein wird.“ Ueber diesen „canal de la Seine-Baltique“ besitzen wir im Staatsarchiv in Hannover eine Denkschrift vom 10. 1. 1812 von dem „inspecteur divisionnaire“ Tabé, der unter dem damaligen Generaldirektor Graf Molé in der Verwaltung der Ponts et Chaussées arbeitete. Darin sind drei verschiedene Tracen in Vorschlag gebracht: 1. Erster Küstenkanal: Züdersee, Dollert, Aurich, Jade, Geeste und vier Endpunkte: Euzhaven oder Otterndorf, oder Ostemündung oder Stade. Zweiter Küstenkanal: Zwartsluis, Ems, Leer, Oldenburg, Weser, Vegeßack, Stade. 2. Zentralkanal: Buxtehude, Ems bei Weppen, Munte bei Diebholz, Weser bei Bremen, Stade. 3. Grenzkanal: Wesel, Münster, Weser bei Minden, weiterabwärts bis Verden, Buxtehude.

Wenn wirklich der geplante Kanal für die Friedenszeit wirtschaftlich-kulturelle Bedeutung haben sollte, so mußten natürlich die Küstenkanäle ausreichen. Ueber das „gigantische Projekt“ ließ Napoleon bei Gelegenheit der Einweihung des nordwestlichen Deutschlands dem französischen Volke durch die Presse in hochtönenden Worten verkünden: „Die Verbesserung und Vergrößerung des zwischen Hamburg und Lübeck schon bestehenden Kanals und der Bau eines neuen, der die Elbe mit der Weser und die Weser mit der Ems verbinden wird, werden dem französischen Kaufmann einen billigen, bequemen und vor aller Gefahr geschützten Handelsweg eröffnen.“ Also eine Ueberflutung Deutschlands mit französischen Erzeugnissen und Produkten und Paris als Handelszentrale! Und die Gefahr, die dieser Absicht drohte? Das waren die englischen Schiffe, die die Küsten und Strommündungen beherrschten. Was von diesem „gigantischen Werk“ schließlich blieb, daß war der allein aus militärischen Rücksichten diktirte Wille Napoleons, einen Weg von Hamburg nach Euzhaven und von dort durch die Watten nach Delfzyl zu schaffen. Hier bestand bereits durch die Niederlande Anschluß an die Wasserverbindungen von Paris. Unbedingte Voraussetzung für die Sicherung dieser Wegführung war die starke Befestigung der vorgelagerten Inseln. Die vom Kaiser gewünschte Strecke sollte bei Altenbrunh münden, und der Kanalstopp sollte durch eine starke Marineanlage gedeckt werden. Abendroth, der Verwalter des Amtes Nizeth, weiß dazu noch zu berichten: „Es sollte beabsichtigt der Rheine mit der Ostsee verbunden werden; in hiesiger Gegend sollten die Oste oder die Schwinge dazu benützt werden. Napoleons eigener Plan ging jedoch dahin, die Verbindung mit der Weser durch einen Kanal durch die Heide zu beschaffen. Euzhaven sollte ein förmlicher Kriegshafen werden.“ Also ein Kanal quer durch die hohe Vieth. Das waren die kläglichen Ergebnisse großer Pläne und Versprechungen! Und warum? Weil Napoleons Lage gebieterisch andere Aufgaben verlangten. Näher als das Kanalprojekt lag ihm die Anlage einer großen Heerstraße von Wesel bis nach Hamburg (über Münster, Osnabrück, Diebholz, Bassum und Bremen), die Hamburg vier Tage näher an Paris heranrückte. Für diese Notwendigkeit hatte Napoleon eine offene Hand; die Gelder verschaffte er sich durch den Verkauf oldenburgischer Domänen. Im Winter 1812-13 war sie soweit fertiggestellt, daß darauf die ersten Transporte ausgeführt werden konnten und daß er darauf 1813 seine Truppen — nach Frankreich zurückziehen konnte.

Unter Bann und Interdikt.

Im Herbst des Jahres 1442 segelte ein Schiff, reich mit Gütern hamburgischer Kaufleute beladen, von Flandern nach der Elbe. Unterhalb Terschelling wurde es von einem wütenden Sturm befallen, der das Schiff drei Tage und Nächte schier unter den überkommenden Seen begrub und es schließlich in die Wesermündung jagte, wo es auf den Wurster Strand lief. Die Nachricht von der Strandung ging wie ein Lauffeuer durch die nächsten Dörfer und Höfe, und kaum, daß sich die Wasser so weit verlaufen hatten, daß man an Bord kommen konnte, war das Schiff von Knechten und Tagelöhner, von Fischern und selbst wohlhabenden Bauern überschreimt, die sofort daran gingen, die Luten aufzubrechen und die kostbaren Güter aus dem Raum zu schaffen und das Schiff auszuplündern. Denn Strandrecht war damals nicht viel anderes als Strandraub, wurde wenigstens in den meisten Fällen so gehandhabt. Der Schiffer und seine Mannschaft suchten zwar, so gut sie vermochten, dem Raub zu wehren, aber sie waren in der Minderzahl, ohne Waffen und durch Kälte und Hunger geschwächt und mußten endlich noch froh sein, daß sie mit dem nackten Leben davontamen, denn die Wurster schlugen mit Fäusten und Knütteln auf sie ein, rissen ihnen die Kleider vom Leibe und brauchten auch wohl das Messer. Da duckten zuletzt die Seelente und ließen nehmen, was jene nehmen wollten. Und das war alles, bis auf den letzten Tampen Tau und den letzten Nagel.

Es war aber eine für damalige Zeit wertvolle Beute, die den Wurstern in die Hände fiel. Da waren viele Fässer mit Öl, Wein, Honig, Mandeln, Datteln, Meis, Thierin und Apothekerwaren, außerdem noch viele Ballen mit elfischen Tüchern und Laten, Tüchern von Delvermünde, nordeuropäischen Laten aus England, Tüchern aus Nremund und noch manches andere da-

mal's hochbegehrte Gut. Und es ging nachmalen manche Wurster Tagelöhnerdirne in Spenzer und Rock, deren Stoff sich eine hamburgische Patrizierfrau nicht hätte schämen brauchen. Des Provenjer Dels aber hatten die Bauern ein oder zwei Jahre so viel, daß sie damit ihre — Schuhe schmierten!

Als nun die Nachricht von dem Raub nach Hamburg gelangte, gab es eine große Aufregung unter den Kaufleuten, und der Meinungen wurden nicht wenige laut, daß die Wurster ihn mit Blut und Brand bezahlen sollten. Zuletzt aber siegte doch die kühlere Ueberlegung, und es wurde von Rats wegen ein Schreiben an die Wurster gesandt, worin diese aufgefordert wurden, das geraubte Gut zurückzugeben oder dafür einen gebührenden Ersatz zu geben und die den Schiffslenten angetane Unbill zu sühnen.

Hohn und Spott war die Antwort der Wurster.

Daraufhin wandte sich der hamburgische Rat mit einer Klage an Papst Johann XXIII., der dann auch die Beschwerden für berechtigt erkannte und die Klinderer mit dem Kirchenbann belegte. Die Vollstreckung des Bannes übertrug er den Aebten zu Reinfeld und zu St. Lebuin in Deventer und dem Dechanten zu St. Andreas in Verden. Der Abt zu Reinfeld ließ darauf eine Vorladung der Beklagten an die Kirchentüren zu Hamburg, Bremen, Stade und anderen Orten anschlagen, damit sie sich wegen der Beschuldigung des Strandraubes verteidigen möchten, oder sie sollten als überführt betrachtet und der Kirchenbann an ihnen vollzogen werden. Die Geladenen erschienen aber nicht, und so wurde der Bannfluch dann am 30. März 1444 verkündet.

Aber weder der hamburgische Rat noch der heilige Vater in Rom und seine Geistlichkeit hatte mit den Dickschädeln der Wurster Bauern gerechnet, die im Guten wie im Bösen lieber gegen eine Wand anreinen, als etwas von dem aufgeben, was sie für ererbtes Recht und Ueberlieferung halten. Sie rührten auch nicht den kleinen Finger, um den Forderungen des hamburgischen Rats entgegenzukommen. Keinen besseren Erfolg hatte eine verschärfte Wiederholung des Bannfluches.

Als nun auch dieses die Sünder nicht zur Einklehr brachte, und selbst eine weitere Wiederholung und Verstärkung des Bannfluches, der auch allen, die noch mit ihnen Gemeinschaft hielten, den Segen der Kirche entzog, seine Wirkung verfehlte, wurde am 29. Juli 1446 das ganze Land Wursten mit dem Interdikt belegt.

Die Wurster Eienköpfe ließen sich aber auch durch diese schwerste und tiefgreifendste kirchliche Maßregel nicht einschüchtern. Gewiß waren sie religiös, gewiß brachte ihnen der Fluch schwere Seelenqualen, aber ihr starrer Bauernmuth konnte und wollte sich nicht beugen. Fast fünf volle Jahre lebten sie unter dem Interdikt und trugen alle seine Folgen mit unerschütterlichem Troß. Endlich — im Jahre 1451 — kam, vermutlich durch Vermittlung des bremischen Erzbischofs Heinrich angebahnt, ein gütlicher Vertrag mit den Hamburgern zustande, beendete den Streit und erlöste die Wurster Marsch von dem päpstlichen Fluch. In einer Zusammenkunft mit den Abgesandten des hamburgischen Rats wurden dann bereits bestehende Abmachungen zwischen beiden Parteien bestätigt und mit einigen neuen Klauseln „van Schippbroete und gestrandeten edder secdristigen Ghudern“ vervollständigt. Gleichzeitig besaß Erzbischof Heinrich allen Bögten des bremischen Stifts, gegen Hamburger und Albeder überall kein Strandrecht zu üben, sondern gegen billigen Vergelohn den Verunglückten bei Rettung ihrer Güter hilfreiche Hand zu leihen.

Der Herrleinberg bei Weechen.

Am Fuße des Herrleinberges liegt ein Stück fruchtbaren Ackerlandes, das in früheren Zeiten einem reichen aber sehr geizigen Bauern gehörte. Dieser pflügte dort einmal wieder und freute sich im Stillen schon auf den reichen Ertrag der nächsten Ernte.

Da trat plötzlich ein Herrlein (Zwerg) an ihn heran und bat um eine kleine Gabe. Doch der geizige Bauer achtete nicht darauf und trieb seinen Gaul voran.

„Warte, du Geizhals, das sollst du büßen!“ rief ihm das Herrlein nach und verschwand.

Als der Bauer wieder an dieselbe Stelle kam, fiel er in den Schmutz und dieses wiederholte sich noch zweimal.

„Dale ded dā Dübell!“ schrie er endlich vor Wut. Während er wieder hochtrabte, bemerkte er plötzlich einen alten rostigen Topf, der ganz mit Kieselsteinen gefüllt war. Dieser sollte natürlich schuld sein an dem Falle, darum nahm ihn der Bauer und schleuderte ihn auf den Weg, so daß er in Stücke sprang und die Kieselsteine umherflogen. Nun trieb er sein Pferd, das schon geworden war, mit Schlägen und Fluchen wieder voran. Da das Tier sich aber ganz ungebärdig stellte und nicht mehr vorwärts zu kriegen war, spannte der Bauer das Tier aus und wollte heimziehen.

Da hörte er plötzlich Schritte hinter sich. Ein armer Mann kam des Weges und suchte sich mühsam die Kieselringe auf, worüber der Bauer, trotz seiner üblen Laune, doch lachen mußte und sagte: „Sau'n Narre is med noch nich begegnet.“ Er packte sein Pferd und ging auf den Anderen zu.

Je näher er aber kam, um so länger wurde sein Gesicht! —

Er sprang dem jetzt fliehenden Mann nach, um ihn seinen

Fund abzulagen; denn alle Kieselringe waren inzwischen zu blanken Dutaten geworden.

(Nach eine Volserzählung in „Niedersachsen“ aufgezeichnet von Ernst Vock-Letter.)

Zwischen Weser und Elbe.

2. Otterndorf.

Inn mitten fruchtsprohender grüner Marsch ein halbvergessenes Stadtmärchen. Als uralte Siedelung erbaut auf breitgelagerter, im Kern durch Düng gebildeter Ortswurt.

Alte Häuser mit straßenwärts getehrten spitzen Giebeln stehen Hand in Hand. Alle niederländisch sauber, oft farbenfroh und übersponnen von Weinlaub und doch im ganzen ein Bild norddeutscher Traumseligkeit, Kinder einer Zeit der Enge, des Jbhl's.

Und an dem fast kleinsten derselben steht zu lesen:

„Hier wohnte, dichtete, übersekte Johann Heinrich Voß vom 2. Oktober 1778 bis zum Juli 1782.“

Ein Jbhl betreten in diesen Jahren die winzigen Räume des Häuschens — das stille Familienglied Voßens und seiner Ernestine — aber auch das Werden seines unvergessenen Werkes, der Somersübersetzung. Hermann Müllers' Verse über einem Wandschränkchen im linksseitigen Straßenthüchlein erinnern daran:

Voß nachdichtend den Sang Somers vom Dulbner Obhysens
Barg den herrlichen Schatz hier im bescheidenen Schrein.

Lautlos führt die Medem die gesammelten Marschgewässer durch die Stadt hin der Elbe zu. Geruhig steht die Stadtkirche inmitten des Gewirrs von Dächern und Giebeln. Sie sah viel vom Glück und Weh der Zeiten. Ihr Schatten liegt wie eine Linde, tröstende Hand auf der wie unter untragbarem Schmerz zusammengebrochenen steinernen Frauengestalt, ihr zu Füßen Steine mit Namen darauf rings um das Sinnbild des Leides. Viel Namen. Namen all derer, die aus dem Granatenhagel und dem Höllenlärm des Weltkrieges nicht heimfanden in die Stille und den Frieden der Heimat.

Gedankensplitter.

Von Jürgen Uhlde.

Es gibt sehr große Schriftsteller, die keine Dichter sind.

Zwei Menschen können sehr gut in einer Haut stecken. Den einen können wir dann verachten, und den andern in den Himmel heben. Deshalb bleibt das Antlitz doch immer dasselbe.

Die Weisheit ist der Tod des Glücks.

Die Fähigkeit ist gegeben. Der Charakter muß erarbeitet werden. Und aus beiden tümt sich das Genie.

Der Miskunt ist oftmals der Vorhof zur Größe.

Die Arbeit, die man sich selbst gibt, ist immer die schönste. Je härter sie ist, desto besser ist sie.

Neue Heimatbücher.

Vom Lande Rehdingen. Von Hermann Poppe. Ein Beitrag zu seiner Geschichte und Kultur. Verlag von Georg Umland, Freiburg v. G. Preis 3 Mark. — Das wertvolle Buch entspricht den Anforderungen des Preisausschreibens der Männer vom Morgenstern und des historischen Vereins in Stade vom Jahre 1908. Der Stoff ist eine treffliche Zusammenfassung des gegenwärtigen Wissens über dieses gelegnete Marschenland. Die Geschichte der Marschen ist in erster Linie eine Geschichte des Kampfes gegen die Fluten. Deswegen beginnt das Buch mit einer Darstellung der Ereignisse von 1717 und 1825, als der blanke Hans mit gieriger Brut die Dämme zerstampfte und seine heulende Mente über die grünen Felder jagte. Die politische Geschichte Rehdingens ist nur verständlich im Rahmen der Geschehnisse im Erzbistum, mit dem es seit den Tagen der Stader Grafen eng verbunden war. Die Kämpfe der Rehdingen gegen den Erzbischof sind zwar nicht so reich an ergreifenden Episoden, wie in Wursten und Stedingen, aber auch dieses kleine Marschenvolk kämpfte seinen Heldenkampf um seine Freiheit mit zähem Mute. Vor allem aber findet auch die Kulturgeschichte eine stets auf Quellen fußende Darstellung. Wollen wir zu einem wirklichen Heimatbuch kommen, der sich den Erfordernissen der gegenwärtigen Entwicklung anpaßt, so sind solche Landbestunden über festbegrenzte und natürliche Landschaftsdistrikte unbedingt Voraussetzung. Das Buch ist eine Frucht sachverständigen und fleißigen Sammelns und Forschens und kann daher sehr empfohlen werden.